Zeitschrift: Der klare Blick : Kampfblatt für Freiheit, Gerechtigkeit und ein starkes Europa

Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut

Band: 5 (1964)

Heft: 25

Artikel: Das schwarze Jahr (2)

Autor: Gorbatow, A.W.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1076726

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das schwarze Jahr (2)

Von A.W. Gorbatow, General der Sowjetarmee

Der jetzt im sowjetischen Verteidigungsministerium beschäftigte Verfasser veröffentlichte kürzlich in der UdSSR seine Memoiren. Wir bringen daraus (mit unwesentlichen Kürzungen) das Kapitel, das sich mit seinem Aufenthalt in den Gefängnissen und Lagern Stalins befasst. In der ersten Fortsetzung hatte Gorbatow geschildert, wie er sich 1937 verdächtig gemacht hatte, als er sich in einer Versammlung nicht von einem Vorgesetzten distanzierte, den Stalin zu säubern wünschte. Er wurde aus der Partei ausgeschlossen, dann aber 1938 scheinbar wieder rehabilitiert. Gorbatow wurde stellvertretender Kommandant des 6. Kavalleriekorps in Osipowitschi und glaubte an eine bevorstehende weitere Beförderung. Aber dann erfolgte unvermittelt seine Entlassung in die Reserve.

Am 15. März verliess ich Osipowitschi, um in Moskau den Grund für meine Entlassung aus der Armee festzustellen. Zum Volkskommissar wurde ich nicht zugelassen. Am 21. Oktober sagte mir der Chef der Kader-Hauptverwaltung, E. A. Schtschadenko, nachdem er mir während zwei bis drei Minuten zugehört hatte: «Wir werden Ihren Fall prüfen» und fragte, wo ich abgestiegen sei.

Am Nachmittag sandte ich ein Telegramm an meine Frau: «Der Fall wird abgeklärt», und um zwei Uhr nachts klopfte es an der Tür meines Hotelzimmers. Auf die Frage, wer da sei, antwortete eine Frauenstimme:

«Ein Telegramm für Sie.»

«Wahrscheinlich von der Frau», dachte ich und öffnete die Tür. Drei Uniformierte betraten das Zimmer und erklärten sofort, dass ich verhaftet sei. Ich verlangte die Vorweisung des Haftbefehls, bekam aber zur Antwort:

«Sie sehen doch, wer wir sind!»

Nach dieser Erklärung begann einer von ihnen meine Orden vom Waffenrock abzunehmen, der andere schnitt die Gradabzeichen ab und der dritte Mann beobachtete mich, während ich mich anzog. Man nahm mir das Parteibüchlein, die Identitätskarte und andere Dokumente weg. Unter Bewachung verliess ich das Hotel und wurde in ein Personenauto hineingestossen. Es ist schwer wiederzugeben, was ich fühlte, als der Wagen durch die leeren nächtlichen Strassen Moskaus sauste.

Das massive Tor des Lubjankagefängnisses und auch die Zellentür schlossen sich hinter mir. Ich sah Menschen in der Zelle und grüsste sie. Sie grüssten mich mit einem «Guten Morgen». Es waren sieben Männer in der Zelle.

Nach einem kurzen Schweigen sagte einer von ihnen:

«Genosse Kommandant denkt wahrscheinlich: Ich selbst bin unschuldig, bin aber in die Gesellschaft von Staatsverbrechern geraten. Wenn Sie so denken, so ist es falsch. Wir sind nicht schlechter als Sie. Genieren Sie sich nicht, setzen Sie sich auf die Pritsche und erzählen Sie uns, was es Neues auf der Welt gibt, wir wissen schon seit langem nichts.»

Meine Leidensgenossen interessierten sich besonders für die Lage in Hitler-Deutschland. Später erfuhr ich, dass sie alle früher leitende Funktionäre waren. Es waren kultivierte und ernsthafte Leute. Mich packte aber Entsetzen, als ich erfuhr, dass sie alle während der Verhöre beim Untersuchungsrichter den unmöglichsten Unsinn schon unterschrieben hatten, dass sie ihre eigenen und anderer Menschen angebliche Verbrechen gestanden. Die einen machten das unter dem Einfluss physischer Einwirkungen, die anderen, weil sie durch die Erzählungen über die Folter eingeschüchtert waren.

Für mich war das absolut unverständlich und ich sagte ihnen: «Euere falschen Bezichtigungen bringen Unglück nicht nur für euch und für die Menschen, die ihr verleumdet, sondern auch für eure Verwandten und Bekannten. Und zudem», sagte ich, «habt ihr die Untersuchungsorgane und die Sowjetbehörden irregeführt».

Aber meine Argumente waren für sie nicht überzeugend. Einige von ihnen hielten sich an die merkwürdige «Theorie»: je mehr Menschen verhaftet werden, desto schneller wird man begreifen, dass das alles ein für die Partei schädlicher Unsinn ist.

— Nein, dachte ich, ich gehe unter keinen Umständen diesen Weg, und da sie mir die Richtigkeit ihrer Handlungsweise beweisen wollten, hatte ich kein Mitleid mit ihnen mehr und empfand sogar Abscheu gegen diese Feiglinge. Ich war so aufgebracht, dass ich sagte: «Euere lügenhaften Aussagen allein sind ein schweres Verbrechen, für welches man euch einsperren sollte . . .»

Ironisch gaben sie mir zur Antwort:

— «Wir werden sehen, wie du in einer Woche sprechen wirst.»

Drei Tage lang liess man mich in Ruhe. Am Abend des vierten Tages wurde ich zum Untersuchungsrichter gebracht. Nachdem er meine biographischen Angaben mit seinen Schriftstücken verglichen hatte, setzte er mich sich gegenüber, gab mir Papier und forderte mich auf, «alle meine Verbrechen» zu beschreiben.

«Ueber meine Verbrechen habe ich nichts zu schreiben», sagte ich. «Nichts?» fragte er, «das sagen am Anfang alle, dann überlegen sie sich gut, erinnern sich und schreiben alles nieder. Du hast Zeit, es pressiert nicht. Wer wirklich nichts zu schreiben hat, der ist auf freiem Fuss, du musst aber schreiben».

Er ging aus dem Zimmer. Stunden vergingen. Als der Untersuchungsrichter sah, dass ich nichts geschrieben habe, staunte er: «Hast du denn nicht begriffen, was von dir verlangt wird? Merke es dir, wir machen keinen Spass, also mach, was ich sage! Es lohnt sich für dich nicht, die Beziehungen zu mir zu verderben.»

Er ging wieder aus dem Zimmer. Nach etwa einer Stunde, als er sah, dass ich nicht schrieb, sagte er: «Du hast dich von Anfang an schlecht benommen. Schade! Na, überleg dir das in der Zelle». Kaum schloss sich die Tür hinter mir, wurde ich mit Fragen bestürmt: Was hat man gefragt? Was gab ich zur Antwort? Was gestand ich? Nach meiner Erzählung kamen die Zellenkameraden zum Schluss, dass die Verhörmethoden sich nicht verändert hätten. Ich hätte jetzt auf weitere Verhöre zu warten, nach welchen ich entweder zu schreiben beginne, oder nach Lefortowo gebracht würde. Diese Prognose bestätigte sich. Am andern Tag, als sich das erste Verhör fast wortwörtlich wiederholte, wurde der Untersuchungsrichter äusserst grob. Er schimpfte und drohte mir, mich nach Lefortowo zu schicken. Am selben Tag wurde ich noch einmal kurz vernommen, diesmal von einem Untersuchungsrichter höheren Grades. Er wiederholte die Aufforderung, meine Aussagen niederzuschreiben. Als er mein entschiedenes «Ich werde es nicht tun!» hörte, schimpfte er und drohte: «Geschieht dir recht!» . . .

Schriften zum Tage
im Verlag Paul Haupt Bern

Die Herausforderung an Ost und West
Dialektischer Materialismus oder dialektischer Christenglaube? Eine ernste Gewissenserforschung von Paul Bamert.
268 S., kartoniert Fr. 17.80

Reihe «Eidgenössische Zukunft». Herausgeber: Friedrich Salzmann

Heft 1. Friedrich Salzmann
Kleiner Staat — was nun?
Eidgenössische Zukunft zwischen Ost und West.
Kartoniert Fr. 3.80

Heft 2. Ernst Jaggi
Bauer aus eigener Kraft
Aktuelle Aufgaben der Agrarpolitik im industrialisierten Kleinstaat.
Kartoniert Fr. 3.80

Heft 3. Hugo Sieber
Was sagt der Nationalökonom dazu?
Antworten auf umstrittene Fragen aus dem Bereiche der Volkswirtschaft.
Kartoniert Fr. 6.80

Am anderen Tag wurde ich nach Lefortowo gebracht, in eine Zelle, in welcher schon zwei Personen waren. Es waren Brigadekommandant B. und der Leiter eines Hauptkomitees des Volkskommissariats für Handel. Beide hatten schon unsinnige Aussagen gegen sich und gegen andere gemacht und beteuerten, dass es keine andere Möglichkeit gebe. Von ihren Erzählungen bekam ich Gänsehaut. Es war nicht zu glauben, dass bei uns so etwas passieren könne. Meine Kollegen waren der Meinung, dass es besser sei, von Anfang an zu schreiben. Wenn man dies heute nicht tue, werde man in einer Woche oder in einigen Monaten doch schreiben.

«Ich werde lieber sterben», sagte ich, «als mich oder andere verleumden». «Auch wir waren in solcher Stimmung, als wir hierher kamen», antworteten sie mir.

Nach drei Tagen begannen wieder die Verhöre beim Untersuchungsrichter. Zunächst merkte ich keinen Unterschied gegenüber den Verhören im Lubjanka-Gefängnis, als aber der Untersuchungsrichter sah, dass ich nicht zu schreiben beabsichtigte, zischte er: «Du wirst schon schreiben, es gab bei uns noch keinen, der nicht unterschrieben hätte und es wird auch keinen geben!». Beim vierten Verhör erschien ein höherer Untersuchungsrichter, der mich ruhig fragte, ob ich wisse, was mir bevorstehe, und ob ich alles gut überlegt habe. Dann sagte er zu meinem Untersuchungsrichter: «Ja, ich bin mit Ihnen einverstanden», und ging aus dem Zimmer. Von diesem Verhör kam ich längere Zeit nicht zurück und als ich mit Mühe meine Zelle erreichte, sagten meine Kameraden: «Das ist es. Und das ist nur der Anfang». Genosse B. schüttelte den Kopf und sagte zu mir: «Muss denn das alles sein?»

Es gab fünf solche hochnotpeinliche Verhöre; alle zwei bis drei Tage. Es kam vor, dass ich nur mit fremder Hilfe meine Zelle erreichen konnte. Dann liess man mich während etwa zwanzig Tagen in Ruhe. Am meisten hatte mich der Gedanke an meine Frau beunruhigt. Doch plötzlich bekam ich eine Geldüberweisung von 50 Rubel, und das war Grund zur Hoffnung, dass sie auf freiem Fuss sei. Meine Zellenkameraden betrachteten den Unterbruch in der Verhörserie als ein gutes Vorzeichen für mich. Dann wurde ich aber wieder zu den Verhören geholt. Es waren wieder deren fünf. Dabei erfuhr ich zufällig, dass der Name meines Scheusals von Untersuchungsrichter Stolbunskij war. Ich weiss nicht, wo er jetzt ist. Wenn er lebt, so möchte ich, dass er diese Zeilen liest und meine Verachtung spürt, dass er weiss, wie ich ihn auch damals, als ich in seinen Händen war, verachtete. Ich glaube zwar, dass er dies merkte.

An den Verhören nahmen ausser dem Untersuchungsrichter zwei kräftige Henker teil. Heute noch höre ich die zischende Stimme Stolbunskijs, als man mich blutend und erschöpft weggetragen hatte: «Du wirst unterschreiben, du wirst unterschreiben!» Ich ertrug diese Qualen auch während der zweiten Verhörrunde. Als aber die dritte Verhörserie begann, wünschte ich möglichst rasch zu sterben.

Einmal fragte mich Genosse B.: «Ueberzeugt denn dich das nicht, dass deine Lage ausweglos ist?». «Nein, das überzeugt mich nicht», antwortete ich, «ich werde sterben und trotzdem wiederholen: nein und nein!»

Endlich liess man mich in Ruhe. Etwa drei Monate lang gab es keine Verhöre, und ich glaubte fest an meine Freilassung. Es kam vor, dass ich an die Tür trommelte und den Gefängnisleiter oder den Staatsanwalt verlangte. Natürlich blieben solche Frechheiten nicht immer straflos, aber ich musste mir irgendwie die Zeit vertreiben.

In diesen drei Monaten dachte ich viel nach. Zum ersten Male war ich froh, dass meine Eltern gestorben waren. Sie hatten wenigstens meine Verhaftung nicht erlebt. Ich dachte viel an meine Frau. Sie war in einer noch schlimmeren Lage als ich. Ich befand mich unter gleichen, verstossenen Menschen, sie aber unter freien Menschen und wer weiss, vielleicht fanden sich darunter solche, die ihr als der Frau eines «Volksfeindes» den Rücken kehren würden. Dieser Gedanke gab mir keine Ruhe.

Im vorletzten Verhör, ich erinnere mich noch gut daran, fragte mich der Untersuchungsrichter, wie die Beziehungen zwischen mir und meiner Frau waren. Ich sagte, dass wir in Eintracht lebten. «Ach so, dann werden wir sie auch verhaften und werden sie zwingen, gegen sich und gegen dich auszusagen» sagte der Untersuchungsrichter. Ich machte mir Vorwürfe wegen meiner Offenheit, aber die Tatsache, dass ich weiterhin monatlich 50 Rubel bekam, beruhigte mich. Das bedeutete, dass meine Frau auf freiem Fuss war...

Später erfuhr ich, dass meine Frau mich in Moskau suchte. Bekannte erzählten ihr, dass sie mich seit dem 20. Oktober nicht mehr gesehen hatten und glaubten, ich sei nach Osipowitschi zurückgekehrt. Im Hotel sagte man ihr nur, dass ich am 22. Oktober abgereist war. Als sie aber das Hotel verliess, wurde sie im Korridor von einem Zimmermädchen überholt, die ihr ohne stehenzubleiben zuflüsterte: «Er wurde in der Nacht auf den 22. verhaftet». Im Park gegenüber dem Hotel liess sich meine Frau auf eine Bank nieder, weinte und überlegte, was sie tun solle. Sie ging zum Lubjanka-Gefängnis, von dort zu einer Auskunftstelle und fragte, wo ihr Mann sei. «Warum denkt Ihr, dass er verhaftet ist», fragte man sie dort. «Weil ich schon lange keine Nachricht von ihm habe», antwortete sie. «Euer Mann ist nicht bei uns», bekam sie zur Antwort, aber man gab ihr immerhin die Adressen aller Gefängnisse ausser dem Lefortowo-Gefängnis und sagte: «Sucht selber, wir wissen nichts von ihm». In allen Gefängnissen bekam sie die gleiche Antwort.

Nachdem sie alle Gefängnisse besucht hatte, kam sie wieder in die Auskunftstelle des NKWD, wo sie sich in eine Schlange vor dem Schalter aufstellte. Eine Frau gab ihr den Ratschlag, ins Lefortowo-Gefängnis zu gehen und erklärte ihr, wie sie am besten vorgehen solle. Im Gefängnishof ging meine Frau zum Schalter und bat, ein Päckchen für Gorbatow übergeben zu dürfen. Das Schalterfenster wurde geschlossen, aber etwas später verlangte man ihren Pass und nahm 50 Rubel entgegen. So erfuhr sie, dass ich im Lefortowo-Gefängnis war. Sie kehrte nach Osipowitschi zurück. Unterwegs kam ihr der Gedanke, zu ihrer Mutter nach Saratow zu fahren, um mit ihr zusammen die schweren Tage zu verbringen, denn am 30. April 1938 war ihr Vater verhaftet worden, und etwas früher, im Jahre 1937, ihr Bruder, ein Ingenieur. Sie dachte in Saratow eher Arbeit zu finden als in Osipowitschi. Sie erzählte ihre Pläne dem Korpskommandanten, der sie billigte und beim Uebersiedeln meiner Frau behilflich war. Er sagte, er sei von meiner Unschuld überzeugt. Das war eine Seltenheit in jener Zeit. Wir erinnern uns jetzt noch mit tiefer Dankbarkeit an diese edle Handlung von Genosse Jeremenko und an seine Zivilcourage, für die man damals beinahe mehr Mut brauchte als für Tapferkeit vor dem Feind. *(Fortsetzung folgt)*

Weltgeschichte der Gegenwart

In zwei Bänden. Herausgegeben von Felix von Schroeder.

Band I: Die Staaten
Band II: Die Erscheinungen und Kräfte der modernen Welt
830 und 750 Seiten, gebunden je Fr./DM 48.—.

Presseurteile

«Eine ausgezeichnete Orientierung über die Epoche, in die wir handelnd und leidend hineingestellt sind.»

Süddeutsche Zeitung, München

«Ein Handbuch, das wohl für jeden, der es besitzt, allein schon als Nachschlagewerk unentbehrlich bleiben wird.»

«Neue Zürcher Zeitung»

«Eines der besten und umfassendsten Werke der Gegenwartsgeschichte.»

«Stuttgarter Nachrichten»

Zu beziehen durch Ihre Buchhandlung

Francke Verlag Bern